

Weishaupt, Karin

Research Report

Bibliotheken in der Shareconomy: Open Access als Geschäftsmodell

Forschung Aktuell, No. 1/2015

Provided in Cooperation with:

Institute for Work and Technology (IAT), Westfälische Hochschule, University of Applied Sciences

Suggested Citation: Weishaupt, Karin (2015) : Bibliotheken in der Shareconomy: Open Access als Geschäftsmodell, Forschung Aktuell, No. 1/2015, Institut Arbeit und Technik (IAT), Gelsenkirchen, <https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0176-201501013>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/106207>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Bibliotheken in der
Shareconomy:

Open Access als
Geschäftsmodell

Autorin

Karin Weishaupt

Auf den Punkt

- Das Modethema „Shareconomy“, das 2013 zum Motto der CeBIT erklärt worden ist, stellt seit langem das Grundprinzip jeder Wissenschaft dar und wird von Bibliotheken in Reinkultur praktiziert: Bücher und Zeitschriften werden einmal beschafft und von vielen genutzt.
- Das Aufkommen elektronischer Zeitschriften hat den Zugang nur für diejenigen erleichtert, die die Zeitschriften abonniert haben, nicht aber für die Allgemeinheit.
- Erst das Prinzip des freien Zugangs eröffnet neue Nutzungsmöglichkeiten für Zeitschriften wie auch Nachschlagewerke und andere Informationsmittel.
- Auch Zeitschriften nach dem Open-Access-Prinzip verursachen Kosten, die über verschiedene Geschäftsmodelle abgedeckt werden müssen; hier sind weitere kreative Vorschläge für Finanzierungsmodelle gefragt.
- Die Diskussion um Open Access sollte versachlicht werden und sowohl ökonomische Aspekte als auch Fragen der Qualitätssicherung einbeziehen.

Zentrale Einrichtung der
Westfälischen Hochschule
Gelsenkirchen Bocholt
Recklinghausen in
Kooperation mit der
Ruhr-Universität Bochum

 **Westfälische
Hochschule**

**RUHR
UNIVERSITÄT
BOCHUM** **RUB**

Die Welt des Teilens

Zum Auftakt der CeBIT 2013, die unter dem Motto „Shareconomy“ stand, verkündete Bitkom-Präsident Dieter Kempf: „Wir wechseln von einer Welt des Besitzens in eine Welt des Teilens.“ (Kerkmann 2013)

Laut Frank Pörschmann, CeBIT-Vorstand der Deutschen Messe AG, schaffen das Teilen und die gemeinsame Nutzung von Wissen, Ressourcen und Erfahrungen neue Formen der Zusammenarbeit, die auf modernster Informations- und Kommunikationstechnik fußen. Was aus Car-Sharing-Modellen bekannt ist und auf Musikportalen genutzt wird, bei denen Musik nicht zum Kauf, sondern zur zeitlich begrenzten Nutzung zur Verfügung gestellt wird, spiegelt sich in der Informationstechnik als Trend zu Serviceangeboten wie SaaS (Software as a Service), PaaS (Platform as a Service) und IaaS (Infrastructure as a Service) wider. Als Instrumente, die ein schnelles und umfassendes Teilen von Wissen in Unternehmen ermöglichen, werden Blogs, Wikis, Collaboration und Votings genannt, das private Leben wird immer mehr von Social Media, an der Spitze Facebook und andere Kommunikationsforen, geprägt.¹

Es ist zwar richtig, dass das Teilen von Wissen durch das Internet und insbesondere alles, was heute unter dem Schlagwort „web 2.0“ (siehe O’Reilly 2005) zusammengefasst wird, gefördert wird; jedoch hat die Vermehrung von Wissen bzw. die Wissenschaft schon immer auf der Teilung von Wissen beruht – nur mit anderen Methoden.

Das Grundprinzip jeder Wissenschaft besteht darin, dass eine Person ein bestimmtes Wissen besitzt und dieses mit wissenschaftlichen Methoden erweitert: in den Naturwissenschaften durch Experimente, in den Sozialwissenschaften durch empirische Forschung, in den Philologien durch Text- und Sprachanalysen etc. Dieses erweiterte Wissen wird an andere in persönlichen Gesprächen, durch Vorträge auf Konferenzen und durch Publikationen weitergegeben. Andere rezipieren dieses Wissen und bauen bei ihren eigenen Forschungen darauf auf, sodass es weiter vermehrt wird. „Wenn ich weiter gesehen habe als andere, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe“ – dieser Aphorismus wird Isaac Newton zugeschrieben, ist aber wahrscheinlich viel älter und kann als Sinnbild des wissenschaftlichen Arbeitens gesehen werden (siehe Merton 1983).

Bei persönlichen Kontakten und Vorträgen wird nur eine begrenzte Personenzahl erreicht, nämlich die direkten Bekannten oder die Teilnehmer/innen einer Konferenz, sodass die schriftliche Veröffentlichung des eigenen Wissens die mit Abstand effektivste Art der Wissensteilung ist, weil beim Publizieren der Adressatenkreis potenziell alle Wissenschaftler/innen umfasst, die an ähnlichen Themen arbeiten. „Ohne Veröffentlichung gibt es keine Wissenschaft: der Akt der Publikation ist konstitutiv.“ (Fabian 1983, S. 229) Daher wird wissenschaftlichen Publikationen im Folgenden besonderes Augenmerk gewidmet.

¹ Informationen aus: Heise Newsticker vom 11.9.2012, <http://heise.de/-1704377>

Am Prozess des wissenschaftlichen Publizierens sind nicht nur die Autor/inn/en und Leser/innen beteiligt, sondern auch Dienstleistende wie Druckereien, Verlage, der Buchhandel und Bibliotheken; und deren Rolle hat sich im Laufe der Zeit grundlegend gewandelt – weiter in Richtung auf die *share economy*.

Die Rolle der Bibliotheken in historischer Perspektive

Bibliotheken gibt es seit dem Altertum. In der Antike und im Mittelalter gehörten sie Fürsten oder Klöstern; mit dem Aufkommen von Universitäten im Mittelalter entstanden auch weltliche Bibliotheken (siehe Hiller 1980, S. 49). Universitäten und sonstige wissenschaftliche Institute bauen Bibliotheken auf, über die sie den Forschenden und den Studierenden die benötigte Fachliteratur zur Verfügung stellen. Anders wäre wissenschaftliche Arbeit nicht zu finanzieren, niemand kann die gesamte für die eigene Forschung benötigte Fachliteratur selbst kaufen. Damit stellen Bibliotheken die wohl älteste Form der *share economy* dar: Nicht alle, die ein bestimmtes Buch lesen wollen, kaufen es sich selbst, sondern sie leihen es für eine begrenzte Zeit aus und stellen es nach der Nutzung der nächsten interessierten Person zur Verfügung. Damit ist die Definition der *share economy* einschränkungslos auf die Funktion von Bibliotheken anwendbar: „Nach der Idee der Ökonomie des Teilens soll man als Nachfrager etwas nicht zum *Eigentum* machen, sondern vorübergehend benutzen, bewohnen und bewirtschaften. Voraussetzung dafür ist freilich meist das Eigentum eines Anbieters. Im Mittelpunkt steht die Collaborative Consumption, der Gemeinschaftskonsum. Die *Güter* wechseln den Besitzer, solange sie brauchbar bzw. verfügbar sind. Die Instandsetzung ist i.d.R. Sache des Eigentümers.“ (Bendel 2012)

Solange sich die Anzahl der produzierten Bücher noch in Grenzen hielt, waren die wissenschaftlichen Bibliotheken in der Lage, alle relevante Literatur ihres Fachgebietes zu erwerben. Im 19. Jahrhundert stieg die Buchproduktion dermaßen an, dass ihr Kauf die Möglichkeiten der einzelnen Bibliotheken überstieg. Als Reaktion auf diese Ressourcenknappheit wurde die Fernleihe erfunden, der Leihverkehr zwischen Bibliotheken (Hilpert u.a. 2014, S. 182). Damit wurden die Bibliotheksbestände nicht nur vor Ort, sondern überregional nutzbar – eine weitere Ausweitung des Prinzips der kollaborativen Nutzung.

Trotzdem wurde die Nutzungsmöglichkeit noch dadurch eingeschränkt, dass immer nur eine Person gleichzeitig mit einem Buch arbeiten konnte; die Bibliotheken begegnen diesem Umstand mit Leihfristen, die einen raschen Übergang zum/zur nächsten Leser/in gewährleisten sollen.

Zeitschriften, eine gängige Form wissenschaftlicher Literatur seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, werden in der Regel nicht komplett benötigt, sondern es werden nur einzelne Aufsätze daraus gelesen. Seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts gibt es leistungsfähige Kopiergeräte. Diese ermöglichten es Bibliotheken, von Aufsätzen Kopien zu versenden, die

der/die Besteller/in behalten durfte; die Original-Zeitschrift blieb weiter für andere nutzbar, und die Benutzung desselben Zeitschriftenheftes durch viele wurde weiter gefördert.

Später wurden auch größere Werke nicht mehr ausgeliehen, sondern mikroverfilmt, insbesondere Dissertationen; jedoch war die Nutzung der Mikrofiches sehr unhandlich und unbequem, sodass diese Art der Vervielfältigung nur eine kurze Übergangslösung darstellte.

Sowohl für Bücher als auch für Zeitschriften funktionierte das System der Bereitstellung durch Bibliotheken vor Ort und überregional durch den Leihverkehr so lange, wie mindestens eine Bibliothek im Besitz dieser Literatur war. Alle in Deutschland erscheinende Literatur wird von der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig und Frankfurt gesammelt. Für die wissenschaftliche Literatur des Auslandes wurde 1949 ein Sondersammelgebietsplan von der Deutschen Forschungsgemeinschaft erstellt, nach dem die Zuständigkeit für die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen auf verschiedene Universitätsbibliotheken aufgeteilt wurde. Im Bibliotheksbereich wird also seit langem auf Zusammenarbeit und gegenseitige Ergänzung Wert gelegt, anders würde eine umfassende Literaturversorgung kaum funktionieren.

Trotzdem wurde es bei der steigenden Literaturproduktion und den sinkenden Bibliotheksetats immer schwieriger, alle relevanten Bücher und Zeitschriften zu erwerben und für die Benutzung zur Verfügung zu stellen. In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts kam es zur viel beschworenen Zeitschriftenkrise: Die Preise wissenschaftlicher Zeitschriften stiegen exorbitant – es wird von Preisen berichtet, die sich innerhalb von 20 Jahren vervierfacht haben², oder von jährlichen Preissteigerungen im zweistelligen Prozentbereich³ –, die Bibliotheken mussten Abonnements kündigen, damit wurden die benötigten Stückzahlen pro Zeitschrift immer geringer, die Produktionskosten und damit auch die Preise stiegen weiter, sodass ein Teufelskreis entstand und die Versorgung mit wissenschaftlichen Zeitschriften nicht mehr sicher gestellt war.

Allerdings lassen sich die enormen Preissteigerungen vor allem im Bereich der Naturwissenschaften, der Technik und der Medizin nur teilweise durch die gestiegenen Produktionskosten erklären. Einen wesentlichen Faktor stellen auch die Geschäftspolitik und die Monopolisierung im Bereich wissenschaftlicher Verlage dar. Durch die starke Konzentration auf einige wenige Verlagskonzerne besteht keine Preiskontrolle durch Konkurrenz; im Jahr 2003 kontrollierten lediglich acht Zeitschriftenkonzerne 66,4 % des Weltmarkts für Zeitschriften aus dem Bereich Naturwissenschaft, Technik, Medizin.⁴ Wenn ein Verlag eine renommierte Zeitschrift herausgibt, die zur Standardliteratur eines Fachgebietes gehört, gibt es keinen funktionierenden Mechanismus, der Preissteigerungen verhindert.

Bemerkenswert ist daran, dass nicht die Autor/inn/en wissenschaftlicher Texte damit Gewinne erzielen, sondern die Dienstleistenden in der Produktionskette der wissenschaftlichen Lite-

² http://open-access.net/de/allgemeines/gruende_und_vorbehalte/gruende_fuer_oa/

³ <http://de.wikipedia.org/wiki/Zeitschriftenkrise>

⁴ <http://de.wikipedia.org/wiki/Zeitschriftenkrise>

ratur. Autor/inn/en erhalten in der Regel keine oder keine nennenswerten Honorare für ihre Texte, sondern müssen in vielen Fällen sogar eine Publikationsgebühr bezahlen und bei vielen Verlagen druckreife Manuskripte abliefern. Die Motivation für wissenschaftliches Publizieren liegt nicht im materiellen Gewinn, sondern in der Steigerung der eigenen Reputation und dem Bedürfnis, einen Beitrag zum wissenschaftlichen Fortschritt zu leisten.

Die Zeitschriftenkrise ist besonders dramatisch, weil die Zeitschrift im heutigen Wissenschaftsbetrieb dominiert, „und nach einer vielfach vertretenen Auffassung ist der Zeitschriftenaufsatz das Medium, in dem sich der moderne Wissenschaftler artikuliert. [...] Aus den Bibliotheken ist bekannt, daß ein immer größerer Teil des Etats für Zeitschriften ausgegeben werden muß und daß die Zeitschrift die Monographie in den Hintergrund drängt.“ (Fabian 1983, S. 234)

Parallel zur Krise der wissenschaftlichen (Zeitschriften-)Literatur trat das Internet seinen Siegeszug an. Was 1962 als Arpanet im Auftrag der US-Luftwaffe von einer kleinen Forschergruppe unter der Leitung des Massachusetts Institute of Technology und des US-Verteidigungsministeriums entwickelt worden war, wurde zum Vorläufer einer weltweiten Datenkommunikation, einem Rechnernetz, das bald Auswirkungen auf alle Wirtschaftszweige und Lebensbereiche zeigte.

In seiner „Timeline of the Open Access Movement“ verzeichnet Peter Suber seit 1966 erste Anfänge der Nutzung der Informations- und Kommunikationstechnologie im Bereich der Wissenschaft und des Bibliothekswesens (Suber 2009). Seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts werden Zeitschriften elektronisch veröffentlicht. Im August 1991 wurde arXiv⁵, der erste Preprint-Server im Bereich der Physik, von Paul Ginsparg gegründet, und im November 1993 folgte seinem Beispiel das CERN in Genf mit seinem Preprint-Server. Stevan Harnad schlug 1994 die Selbstarchivierung von wissenschaftlichen Veröffentlichungen vor.

Open Access als Lösung des Problems?

Wenn das etablierte System, dass Wissenschaftler/innen ihre Erkenntnisse schriftlich niederlegen, Verlage diese drucken und vertreiben, Bibliotheken diese Publikationen kaufen und damit der Allgemeinheit zur Verfügung stellen, nicht mehr funktioniert, weil auch bei einem ausgeklügelten System der Arbeitsteilung zwischen den Bibliotheken die Etats nicht mehr ausreichen, könnte die Lösung darin bestehen, auf Papiererzeugnisse zu verzichten, rein elektronisch zu publizieren und diese Dateien kostenfrei über das Internet zur Verfügung zu stellen.

Im Februar 2002 startete das Open Society Institute die „Budapest Open Access Initiative“⁶, einen der Meilensteine auf dem Weg zu Open Access. Das „Bethesda Statement on Open Access Publishing“⁷ von Juni 2003 befasst sich hauptsächlich mit dem Zugang zu den Ergebnissen biomedizinischer Forschung. Im Oktober 2003 veranstaltete die Max-Planck-Gesellschaft eine

⁵ <http://arxiv.org/>

⁶ <http://www.budapestopenaccessinitiative.org/>

⁷ <http://legacy.earlham.edu/~peters/fos/bethesda.htm>

Tagung, aus der die „Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen“⁸ hervorging. Diese drei Dokumente werden als die Grundlagen der Open-Access-Bewegung angesehen.

Zu beachten ist, dass mit Open Access nicht generell das elektronische Veröffentlichen von Zeitschriften gemeint ist. Ein erheblicher Teil aller Zeitschriften ist heute ganz oder teilweise elektronisch verfügbar, aber diese Angebote werden von den Verlagen gegen Abonnementgebühren zur Verfügung gestellt. Damit hat sich lediglich das Publikationsmedium geändert, nicht die Problematik der Zeitschriftenpreise. Die Abonnements der elektronischen Version haben häufig sogar noch gewisse Nachteile gegenüber den Abonnements der gedruckten: Wenn eine Bibliothek eine gedruckte Zeitschrift abbestellt, behält sie die älteren Jahrgänge in ihrem Bestand; im Falle der Kündigung des elektronischen Version geht in der Regel auch der Zugriff auf die früher bezahlten Jahrgänge verloren. Damit wird die Zeitschriftenkrise noch verschärft, weil auch ältere Jahrgänge nicht mehr im Besitz der Bibliotheken sind. Im Falle des Konkurses des Verlages, der die Zeitschrift elektronisch anbietet, ist nicht sicher gestellt, dass sie überhaupt noch zugänglich bleibt.

Abonnements einer elektronischen Zeitschrift begründen meist kein Besitzverhältnis, sondern stellen eine Nutzungslizenz dar, die mit der Kündigung erlischt. Dadurch wird auch der Leihverkehr komplizierter, da die Nutzungslizenz häufig keine Vervielfältigung im Rahmen der Fernleihe erlaubt.

Elektronische Zeitschriften haben gegenüber den gedruckten den Vorteil, dass sie nur an einer Stelle vorhanden sein müssen und trotzdem von beliebig vielen Personen gleichzeitig genutzt werden können. Technisch gibt es also keine Hindernisse mehr für die kollaborative Nutzung, die Barriere besteht aber weiterhin in den Kosten und der Notwendigkeit des bezahlten Abonnements, sodass die Verfügbarkeit letztlich doch nicht signifikant gegenüber den Abonnements gedruckter Zeitschriften gestiegen ist. Vor allem Personen, die keinen Zugang zu einer wissenschaftlichen Bibliothek haben, sind von der Nutzung ausgeschlossen.

Open Access meint also nicht elektronische Zeitschriften allgemein, sondern den kostenfreien Zugang zu wissenschaftlicher Literatur über das Internet;⁹ damit wird Open Access zu einem Geschäftsmodell, einem Wirtschaftsfaktor. Der freie Zugang wird auf zwei Wegen realisiert: Der sogenannte „goldene Weg“ des Open Access bedeutet, dass eine Zeitschrift rein elektronisch im Internet kostenfrei angeboten wird. Der „grüne Weg“ bezeichnet eine Hybridform: Ein Aufsatz wird in einer Zeitschrift oder einem Buch gedruckt und kommerziell vertrieben, daneben aber zusätzlich auf dem Weg der Selbstarchivierung, über Repositorien (Server) der Universitäten oder Forschungsinstitute oder über Fachrepositorien angeboten. Beide Wege haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen und sind weit davon entfernt, sich generell durchzusetzen.

⁸ http://openaccess.mpg.de/68053/Berliner_Erklaerung_dt_Version_07-2006.pdf

⁹ Unberücksichtigt bleiben hierbei die Kosten für den PC am Arbeitsplatz und den Internet-Zugang, der aber inzwischen sowieso zur Standardausstattung eines jeden wissenschaftlichen Arbeitsplatzes gehört.

Geschäftsmodelle für Open-Access-Zeitschriften

Die Annahme, dass Verlage beim rein elektronischen Publizieren nach dem goldenen Weg überflüssig werden, wäre blauäugig, da sich zwar die Material- und Versandkosten reduzieren, nicht aber die sonstigen Funktionen der Verlage wegfallen. Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels, der sich als Sprachrohr der Buchbranche versteht und gleichermaßen die Interessen der Verlage und des Buchhandels vertritt, schreibt in einem Positionspapier zu Open Access, dass dieses ein Publikationsmodell ist, in das Verlage „ihre Leistungen beispielsweise für eine umfassende digitale Nutzung wissenschaftlicher Beiträge sowie zur Qualitätssicherung und Referenzierbarkeit einbringen können, wenn die Kosten für diese Leistungen refinanzierbar sind.“ (Börsenverein 2013, S. 1) Wie dieses Papier bestätigt, wird Open Access von der Mehrheit der Wissenschaftsverlage nicht mehr abgelehnt, sondern zum Beispiel von de Gruyter, Thieme, Wiley VCH, Hogrefe und Springer angeboten¹⁰ (ebenda).

Der Copernicus-Verlag¹¹, ein Spin-Off der Max-Planck-Gesellschaft, gibt seit 2001 hochwertige Open-Access-Zeitschriften heraus, die zu einem großen Teil alle Qualitätsmerkmale wie Begutachtungsverfahren und Impact Factor aufweisen. Dieser Verlag macht sich die Möglichkeiten des Internets nicht nur durch eine Bereitstellung fertiger Texte zunutze, sondern auch durch transparente Begutachtungsverfahren, bei denen im Netz das Entstehen eines Zeitschriftenbeitrages von der Rohfassung über die Kommentierung bis zur Endfassung mitverfolgt und mitgestaltet werden kann, indem eigene Kommentare in den Begutachtungsprozess eingebracht werden. Auch das ist ein Schritt in Richtung auf die *share economy*, da dieser Begriff seit der am 5./6. Mai 2009 von der SinnerSchrader AG veranstalteten Konferenz next09¹² auf interaktive Nutzungsformen im Internet bezogen wird: „Dabei meint Share Economy hier, dass Inhalte und Wissen nicht mehr ausschließlich durch den *Rezipienten* konsumiert werden, sondern Rezipienten zunehmend auch zu Distributoren werden.“¹³

Sowohl der Copernicus-Verlag als auch Springer und die übrigen genannten Verlage, die Open-Access-Zeitschriften anbieten, finanzieren diese durch Autorengebühren. Damit findet eine Kostenverlagerung statt: Nicht mehr diejenigen, die eine Zeitschrift abonnieren, weil sie sie lesen wollen, zahlen dafür, sondern diejenigen, die darin publizieren wollen.

Bei einer Umfrage, die 2008 am Institut Arbeit und Technik durchgeführt worden ist, haben 57 % der befragten Autorinnen und Autoren dieses Geschäftsmodell ausdrücklich abgelehnt (Weishaupt 2009, S. 113); es besteht kein Grund zur Annahme, dass sich daran inzwischen viel geändert hat. Allerdings wird das Problem dadurch entschärft, dass in vielen Fällen die Autor/inn/en die Publikationsgebühren nicht aus ihren eigenen Forschungsmitteln oder privat bezahlen müssen, sondern sie werden von den Universitäten und Wissenschaftsgesellschaften

¹⁰ Siehe z.B. SpringerLink unter <http://link.springer.com/>

¹¹ <http://publications.copernicus.org>

¹² <http://www.sinerschrader.com/news/next09-wie-wurde-google-die-wirtschaftskrise-losen-sinerschrader-veranstaltet-vierte-next-conference-am-5-und-6-mai-in-hamburg/>

¹³ <http://sharecon.ch/was-ist-die-sharing-economy/>

übernommen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützt die Einrichtung von Publikationsfonds, um damit dauerhafte und verlässliche Strukturen zur Finanzierung von Open-Access-Publikationen zu schaffen.¹⁴

Andere Möglichkeiten sind die Herausgabe und Finanzierung von Zeitschriften durch Fachgesellschaften oder Hochschulen.¹⁵ In Nordrhein-Westfalen werden mit Unterstützung des Hochschulbibliotheksentrums in Köln über die Initiative „Digital Peer Publishing NRW“ mit Stand von Dezember 2014 achtzehn wissenschaftliche Zeitschriften mit Begutachtungsverfahren herausgegeben.¹⁶

Im Bereich der Hochenergiephysik existiert daneben das interessante Geschäftsmodell SCOAP³, das „Sponsoring Consortium for Open Access Publishing in Particle Physics“: „SCOAP³ ist ein weltweiter Zusammenschluss aus Bibliotheken, Bibliothekskonsortien und Forschungsförderungsorganisationen. SCOAP³ dient dazu, wissenschaftliche Publikationen in der Hochenergiephysik (HEP) unter Beibehaltung des Peer-Review-Verfahrens als Qualitätssiegel weltweit im Wege des Open Access (freier Zugriff im Internet) zugänglich zu machen. Neben fairen, marktgerechten Preisen strebt SCOAP³ einen Wechsel von einem Subskriptionsgebührenmodell zu einem Publikationsgebührenmodell an. Die Partner der teilnehmenden Länder leisten ihren finanziellen Beitrag zu SCOAP³ proportional zu ihrem Publikationsaufkommen auf dem Gebiet der Hochenergiephysik. SCOAP³ bezahlt die Verlage zentral für die Bereitstellung der Artikel im Open Access. Im Gegenzug reduzieren die Verlage nach dem gegenwärtigen Modell die Subskriptionsgebühren für Abonnenten der Zeitschriften. SCOAP³ ist zum 1. Januar 2014 gestartet. Seitdem nimmt die Anzahl der im SCOAP³-Repository verfügbaren Open-Access-Artikel kontinuierlich zu.“¹⁷ Damit ist SCOAP³ ein interessantes Beispiel für eine kooperative Finanzierung, die in einem kleinen, überschaubaren Fachgebiet wie der Hochenergiephysik funktioniert, allerdings auf größere Fachgebiete nicht unbedingt zu übertragen sein dürfte. Kreative Ideen für neue Finanzierungsmodelle, die auch in größeren Fachdisziplinen umgesetzt werden können, sind weiterhin gefragt.

Wenn sich auch das Open-Access-Prinzip bei Monographien noch deutlich langsamer durchsetzt als bei Zeitschriften, hat es doch einen vormals wichtigen Teil des Bibliotheksbestandes verdrängt: Gedruckte Bibliographien, Nachschlagewerke und Bibliothekskataloge gibt es nur noch in verschwindend geringer Anzahl vor Ort in einer Bibliothek. Unter den Nachschlagewerken ist die Wikipedia¹⁸ das Paradebeispiel für eine Web-2.0-Anwendung, die kollaborativ aufgebaut wird und die sich inzwischen als erste Anlaufstelle für viele, die einen Einstieg in ein fremdes Thema suchen, durchgesetzt hat. Bibliographische Informationen werden inzwischen ausschließlich über Datenbanken recherchiert, und auch Wörterbücher – fachliche und fremdsprachige – dürften deutlich häufiger in ihren Online-Versionen als gedruckt genutzt werden.

¹⁴ http://www.dfg.de/foerderung/programme/infrastruktur/lis/lis_foerderangebote/open_access_publizieren/

¹⁵ Siehe dazu Schmidt 2006

¹⁶ <http://www.dipp.nrw.de>

¹⁷ <http://www.scoap3.de/scoap3/was-ist-scoap3/>

¹⁸ <http://www.wikipedia.de>

Gerade die Wikipedia zeigt, dass in Internet kostenlos angebotene Informationsmittel keineswegs kostenlos in ihrer Erstellung und Pflege sind. Sie wird von der Wikimedia Foundation betreut. Diese beschäftigte im November 2012 „147 Angestellte sowie eine Anzahl externer Mitarbeiter. Im Oktober 2013 erreichte die Belegschaft die Zahl von 186 Mitarbeitern.“¹⁹ Zu den Personalkosten kommen die Kosten für die Server-Infrastruktur, den Internetzugang und die üblichen Bürokosten. Die Wikimedia Foundation finanziert sich über Spenden. „Überwiegend handelte es sich dabei um kleinere Einzelspenden von Privatpersonen. Weitere Unterstützung erhält Wikimedia in Form von Geld- und Sachzuwendungen von anderen Stiftungen und Unternehmen“.²⁰ Zu den Unterstützern gehören die Suchmaschinen-Betreiber Yahoo und Google.

Die Haltung der Autorinnen und Autoren

Die Vorbehalte gegen Open Access unter Autorinnen und Autoren beschränken sich längst nicht nur auf die Ablehnung der Umschichtung von Abbonementskosten auf Publikationsgebühren. 2009 startete der Heidelberger Germanistik-Professor Roland Reuß mit einem Artikel in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (Reuß 2009) und dem „Heidelberger Appell“²¹ eine vehemente Kampagne gegen die Verpflichtung zu Open Access. Argumente waren im Wesentlichen die Beschneidung des Urheberrechts und des Rechts auf Publikationsfreiheit. Dieser Appell löste in Fachkreisen große Verwirrung aus²², da bezüglich der Urheberrechte das Open-Access-Publizieren in der Regel günstiger als das Publizieren in konventionellen Verlagen ist, weil dabei alle Rechte bei den Autor/inn/en verbleiben. Der Schutz des geistigen Eigentums besteht unabhängig von der Publikationsform; die Entscheidung, was wann publiziert werden soll, treffen ebenfalls bei allen Publikationsmedien einschränkungslos die Autor/inn/en, sodass auch das Recht auf Publikationsfreiheit nicht gefährdet ist.

Diese Diskussion wiederholte sich, als 2014 diverse Bundesländer einen Vorstoß unternahmen, Open Access in ihren Hochschulgesetzen zu verankern. Am weitesten ging das Land Baden-Württemberg, das eine Verpflichtung in den Hochschulsatzungen vorsieht, von allen wissenschaftlichen Veröffentlichungen zusätzlich eine elektronische Version kostenfrei zugänglich zu machen (siehe Wagner 2014). In den USA ist das im Bereich der medizinischen Forschung seit Jahren gängige Praxis. In Europa verlangt die Europäische Kommission eine frei zugängliche Veröffentlichung von allen Publikationen, die aus im Rahmen von Horizon 2020 geförderten Projekten hervorgehen; und auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft verlangt Open-Access-Veröffentlichungen von Projektergebnissen, die mit ihren Fördermitteln erzielt worden sind. Widerstände gegen die Förderung von Open Access durch das Hochschulzukunftsgesetz

¹⁹ <http://de.wikipedia.org/wiki/Wikimedia>

²⁰ <http://de.wikipedia.org/wiki/Wikimedia>

²¹ Heidelberger Appell, 22.3.2009: <http://www.textkritik.de/urheberrecht/appell.pdf>

²² Siehe dazu den Überblick über Reaktionen unter http://open-access.net/de/allgemeines/rechtsfragen/aktuelle_diskussion_um_oa_und_urheberrechte/

in Nordrhein-Westfalen kamen in erster Linie aus den Reihen der Wissenschaft, vertreten durch den Deutschen Hochschulverband, der zu einer Anhörung in Landtag des Landes Nordrhein-Westfalen eine extrem kritische Stellungnahme abgab.²³

Neben den Argumenten zum Urheberrecht, die eher vorgeschoben wirken, gibt es aus der Sicht der Autor/inn/en weitere Vorbehalte gegenüber dem Open-Access-Publizieren nach dem goldenen Weg. Diese sind im Wesentlichen durch das Wissenschaftssystem selbst begründet: Wer etwas publiziert, möchte dies nach Möglichkeit in einer renommierten Zeitschrift tun, um dadurch die eigene Reputation zu steigern. Das sind in der Regel anerkannte begutachtete Zeitschriften, in den Wirtschaftswissenschaften sind es die Zeitschriften der A-Klasse, im medizinisch-technisch-naturwissenschaftlichen Bereich sind es die Zeitschriften mit hohem Impact Factor. Das hinter der Zeitschrift stehende Geschäftsmodell spielt bei der Wahl keine Rolle (siehe Weishaupt 2009). Leider sind in Deutschland die Open-Access-Zeitschriften nicht unbedingt mit den wissenschaftlich hochrangigen deckungsgleich – von Ausnahmen abgesehen. Im Sinne einer Akzeptanzsteigerung ist es daher unbedingt notwendig, dass die Redaktionen von Open-Access-Zeitschriften eine strikte Qualitätskontrolle durchführen.

Beim grünen Weg greifen diese Argumente nicht, da es hier lediglich um eine frei zugängliche Zweitveröffentlichung von anderweitig gedruckten Texten geht. Hier stellt in der Tat das Urheberrecht die größte Hürde dar. Wer in einem Verlag etwas publiziert, tritt damit seine Verwertrungsrechte weitgehend an den Verlag an. Trotz einer langsamen Öffnung gegenüber Open Access erlauben viele Verlage ihren Autoren eine elektronische Zweitveröffentlichung entweder gar nicht oder nur nach einer Sperrfrist und dann häufig nur als Preprint oder Postprint, also nicht im Original-Layout der Druckversion und nicht mit der Original-Seitenzählung. Daneben bestehen häufig Unsicherheiten, was erlaubt ist und was nicht; und viele Autor/inn/en sind nicht bereit, den Aufwand einer Zweitveröffentlichung zu betreiben, erst recht nicht nach einer Sperrfrist, weil ihre wissenschaftliche Arbeit in der Regel dann längst weiter fortgeschritten ist und kein Interesse mehr an einer nochmaligen Beschäftigung mit einem alten Text besteht.

Unter ökonomischen Gesichtspunkten stellt der grüne Weg zunächst keinen Vorteil dar, im Gegenteil. Die Produktions- und Abonnementskosten für die gedruckte Zeitschrift bleiben unverändert; und es entstehen zusätzliche Personal- und Sachkosten für den Betrieb der Repositorien. Langfristig besteht dagegen der Vorteil des kostenfreien Zugangs zu den Artikeln, wenn auch meistens erst nach einer Sperrfrist.

²³ Stellungnahme zu einer Anhörung des Ausschusses für Innovation, Wissenschaft und Forschung am 29.10.2014, <http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument?Id=MMST16/2028>

Fazit

Das Problem der hohen Abbonnementskosten für Zeitschriften bei gesunkenen Bibliotheksetats besteht weiterhin, sodass der Lösungsweg „Open Access“ trotz aller Vorbehalte weiter verfolgt werden und nach funktionierenden Geschäftsmodellen bei Sicherstellung der Qualität von Open-Access-Zeitschriften gesucht werden sollte.

Die Politik hat sich des Themas inzwischen angenommen. In der „Empfehlung der Kommission vom 17.7.2012 über den Zugang zu wissenschaftlichen Informationen und deren Bewahrung“²⁴ werden den Mitgliedsstaaten der EU „klare Strategien für die Verbreitung wissenschaftlicher Veröffentlichungen ... und den freien Zugang zu ihnen“ nahe gelegt; und mehrere Bundesländer haben sich mit der Frage beschäftigt, wie durch Hochschulgesetze Open Access gefördert werden kann.

Es wäre wünschenswert, die Diskussion darüber zu versachlichen und ökonomische Aspekte angemessen zu berücksichtigen, ohne in eine unsachgemäße Polemik wegen scheinbarer Verletzung von Grundrechten abzugleiten.

Literatur:

Bendel, Oliver, 2014: Stichwort „Sharing economy. In: Gablers Wirtschaftslexikon. Wiesbaden: Springer Gabler. <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/688938792/sharing-economy-v4.html>

Börsenverein des Deutschen Buchhandels, 2013: Open Access: 10 Jahre Berliner Erklärung – Zeit für einen Neubeginn. Frankfurt. http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Meinung_Open%20Access_2013_11_19.pdf

Deutscher Hochschulverband: Stellungnahme zur öffentlichen Anhörung des Ausschusses für Innovation, Wissenschaft und Forschung am 29.10.2014: „Open Access im Hochschulgesetz verankern - Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler stärken“. Düsseldorf: Landtag des Landes Nordrhein-Westfalen; Drucksache 16/2028. <http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument?Id=MMST16/2028>

Fabian, Bernhard, 1983: Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung: zu Problemen der Literaturproduktion in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Schriftenreihe der Stiftung Volkswagenwerk, Bd. 24. ISBN 3-525-85368-8

²⁴ http://ec.europa.eu/research/science-society/document_library/pdf_06/recommendation-access-and-preservation-scientific-information_de.pdf

- Hiller, Helmut, 1980: Wörterbuch des Buches. 4. vollst. neu bearbeitete Aufl. Frankfurt: Klostermann. ISBN 3- 465-01384-0
- Hilpert, Wilhelm / Gillitzer, Bertold / Kuttner, Sven / Schwarz, Stephan, 2014: Benutzungsdienste von Bibliotheken: Bestands- und Informationsvermittlung. Berlin: de Gruyter. ISBN 978-3-11-030123-6
- Kerkmann, Christof, 2013: CeBIT-Motto Shareconomy: Ich will nicht teilen! Ein Kommentar. In: Handelsblatt, 5.3.2013. <http://www.handelsblatt.com/technologie/it-tk/cebit-special-2013/trends/cebit-motto-shareconomy-ich-will-nicht-teilen/7878052.html>
- Merton, Robert Karl, 1983: Auf den Schultern von Riesen: ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt: Suhrkamp. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Nr. 426. ISBN: 978-3-518-28026-3
- O'Reilly, Tim, 2005: What Is Web 2.0? Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software. <http://oreilly.com/web2/archive/what-is-web-20.html>
- Reuß, Roland, 2009: Open Access: eine heimliche technokratische Machtergreifung. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.5.2009
<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/open-access-eine-heimliche-technokratische-machtergreifung-1775488.html>
- Schmidt, Birgit, 2006: Open Access: freier Zugang zu Informationen – das Paradigma der Zukunft? Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, Bd. 144
- Sharecon – Sharing Economy Switzerland, 2014: Was ist die Sharing Economy?
<http://sharecon.ch/was-ist-die-sharing-economy/>
- Suber, Peter, 2009: Timeline of the Open Access Movement. Last revised February 9, 2009.
<http://legacy.earlham.edu/~peters/fos/timeline.htm>
- Wagner, Thomas, 2014: Open-Access-Pflicht stößt auf Widerstand. Beitrag am 23.4.2014 in der Rubrik „Campus & Karriere“ des Deutschlandfunks.
http://www.deutschlandfunk.de/tag-des-urheberrechts-open-access-pflicht-stoesst-auf.680.de.html?dram:article_id=283474
- Weishaupt, Karin, 2009: Open-Access-Zeitschriften: Entwicklung von Maßnahmen zur Akzeptanzsteigerung auf der Basis einer Autorenbefragung. Saarbrücken: Südwestdt. Verl. für Hochschulschriften. ISBN 978-3-8381-0635-9. Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Diss. 2009. <http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/weishaupt-karin-2009-05-13/PDF/weishaupt.pdf>

Autorin: Dr. Karin Weishaupt ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsschwerpunkt Raumkapital.

Kontakt: weishaupt@iat.eu

Forschung Aktuell 2015-01

ISSN 1866 – 0835

Institut Arbeit und Technik

der Westfälischen Hochschule Gelsenkirchen, Bocholt, Recklinghausen

Redaktionsschluss: 22.12.2014

http://www.iat.eu/index.php?article_id=91&clang=0

Redaktion

Claudia Braczko

Tel.: 0209 - 1707 176

Institut Arbeit und Technik

Fax: 0209 - 1707 110

Munscheidstr. 14

E-Mail: braczko@iat.eu

45886 Gelsenkirchen

IAT im Internet: <http://www.iat.eu>